

SYBILLE MORCH
Pfoten im Sand

 GOLDMANN

Sybille Morch

PFOTEN IM SAND

Wie ich auf Koh Samui ein
Zuhause für behinderte Hunde schuf

GOLDMANN

Wir haben uns bemüht, alle Rechteinhaber ausfindig zu machen, verlagsüblich zu nennen und zu honorieren. Sollte uns dies im Einzelfall aufgrund der schlechten Quellenlage bedauerlicherweise einmal nicht möglich gewesen sein, werden wir begründete Ansprüche selbstverständlich erfüllen.

Der Verlag behält sich die Verwertung der urheberrechtlich geschützten Inhalte dieses Werkes für Zwecke des Text- und Data-Minings nach § 44b UrhG ausdrücklich vor.
Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.

1. Auflage

Originalausgabe April 2026

Copyright © 2026: Wilhelm Goldmann Verlag, München,
in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,
Neumarkter Straße 28, 81673 München
produksicherheit@penguinrandomhouse.de
(Vorstehende Angaben sind zugleich
Pflichtinformationen nach GPSR.)

Redaktion: Sabine E. Rasch

Dieses Buch wurde vermittelt von dots&plots
by Lisa Bitzer und Nina Dias da Silva.

Umschlag: Uno Werbeagentur, München

Umschlagmotiv: © privat

Satz: Satzwerk Huber, Germering

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

AR · CB

ISBN 978-3-442-22434-0

www.goldmann-verlag.de

Inhalt

- 9 Vorwort
- 14 Samy – der Hund, der das Unmögliche möglich machte
- 37 Zu schüchtern. Zu still. Aber nicht zu leise
- 54 Indien – ein Geschmack von Freisein
- 80 Ärztin. Erfolgreich. Perfekt?
- 97 Erwachen in Bhutan
- 115 Nicht gesucht, trotzdem gefunden –
die Straßenhunde in Thailand
- 147 Wenn sterben realistischer wird
- 168 Es fügt sich
- 193 Als uns Miss Marple und die BeachBoys
berühmt machten
- 211 Lilo
- 229 Alles ist für etwas gut
- 248 my.disabled.hairy.friends
- 249 Danksagung

*Fühlt es sich richtig an, tu es.
Fühlt es sich falsch an, lass es.*

Für Lilo



Autsch! Rania drückt ihre Pfote in mein Gesicht. Sechs Uhr, die Sonne geht auf. Es ist Zeit, aufzustehen.

Wie jeden Morgen sammle ich die erste Gruppe meiner Hunde ein. Rania, den blinden Joseph, Pippilotta, den kleinen Star, der wieder laufen gelernt hat, und Grace in ihrem Krabbelsack. Sie ist querschnittsgelähmt.

Heute Morgen fühlt sich alles anders an. Heute geht es los, ich darf ein Exposé für ein Buch schreiben. Ich darf, ich soll, ich muss. Es ist ein unglaubliches Gefühl, was für ein Geschenk. Gleichzeitig geht mir der Arsch auf Grundeis. Ich fühle mich, als müsste ich zu einer Prüfung, und muss über mich selbst lachen.

Ich habe die Chance bekommen zu schreiben, über mich, mein Leben, meine Gedanken, vielleicht sogar ein Buch. Allein bei dieser Überlegung wird mir wieder schlecht, gleichzeitig schreit mein ganzer Körper: *Ja!*

Gestern hatte ich ein Online-Meeting mit Marion. Ihr freundliches Gesicht spukt seitdem in meinem Kopf herum, gepaart mit ihrem Satz: »Kein Problem, Sybille. Wir schauen erst mal, wie deine Erzählstimme ist.«

Meine Erzählstimme. Erzählstimme? Ich habe keine Ahnung, wer sie ist, wie sie sich anhört, aber sie redet seit Marions Erwähnung ohne Pause: Es sind viele Erinnerungen, viele Geschichten.

Aber jetzt gehen wir erst einmal los, ich bin ungewaschen, direkt aus dem Bett, einfach gut. Ich habe das große Glück, am Strand zu leben. Fünfzig Meter, dann zeigt sich dieses wunderschöne Szenario: Strand, Meer, Horizont, Weite. Rechts befindet sich ein großer Fähranleger mit uralten Kähnen. Das gibt dem Ganzen einen

surrealistischen Touch. Nach links eröffnet sich eine traumhafte Bucht, die in dicht bewachsenen Felsen endet. Im Moment ist noch alles ruhig, mit diesem einzigartigen Hauch von Morgenstille. Ich lasse all meine Hunde frei laufen, ziehe die Flip-Flops aus und gehe Richtung Ende der Bucht. Von hier aus sieht man das Festland – es ist immer etwas diesig –, eine Reihe von Hügeln in Grautönen. Davor strahlen fünf kleine Inseln, wenn das Sonnenlicht sie trifft.

Es ist überwältigend schön. Aber wie bei allem, was man ständig haben kann, verliere ich manchmal den Blick für diesen Zauber. Zu viele Aufgaben für den Tag plane ich bereits in meinem Kopf.

Es gibt sie jedoch, diese anderen Tage. Bäm! Da ist er, der Moment, wenn mir bewusst wird, wie zufrieden, wie glücklich, wie dankbar ich bin. Ich bin angekommen, dort, wo ich mich ganz und gar richtig anfühle.

Das hat nichts mit dem Ort zu tun, an dem ich lebe. Es ist das Leben, das ich lebe.

Hätte mir das jemand vor zehn Jahren gesagt, ja selbst vor fünf Jahren, hätte ich denjenigen nur gefragt: »Was hast *du* denn genommen?«

Dieses Gefühl von *angekommen sein* ist unbeschreiblich. Der Weg dahin war ziemlich holperig, und er wird es vielleicht in einer Stunde wieder sein, weil irgendetwas über meinen Alltag hereinbricht, das ich nicht habe kommen sehen. Dennoch, ich bin angekommen.

Wie jeder von uns bin ich im Laufe der Zeit durch viel Mist gegangen. Das werde ich weiterhin tun, aber vor allem erlebe ich wunderbare und wertvolle Momente.

Jeden Morgen am Strand spreche ich Affirmationen, die mit dem Satz enden: »Ich lebe mein volles Potenzial, und ich bin unendlich dankbar.«

Das bin ich, jetzt. Früher habe ich ständig nach irgendetwas gesucht, fühlte mich nicht richtig, fühlte mich nicht zugehörig. Ich wusste gar nicht, was ich suchte, habe in meinen Tagträumen alles wild durcheinandergemischt. Ein Freund sagte einst zu mir,

ich käme ihm wie eine dieser Raufereien in Asterix-Comics vor: ein Knäuel aus irgendwas, immer in Bewegung, zwischendurch taucht eine Hand oder ein Kopf aus dem Kuddelmuddel auf.

Heute muss ich darüber lachen. Dieses Bild hat es damals gut getroffen. Ich war innerlich immer in Unruhe und auf der Suche, hatte aber keine Ahnung, wonach. Ich führte ein sehr privilegiertes Leben – führe es weiterhin –, aber ich war auch unglaublich angepasst.

Ich komme aus Dortmund, hatte eine behütete Kindheit, studierte Medizin in Bochum, wurde Oberärztin in der Gynäkologie, spezialisiert auf Operationen, vor allem Brustkrebs, war verheiratet. Mein Leben war angenehm, keine Frage. Das machte es noch schwieriger für mich, mit der ständigen Sehnsucht nach etwas, das ich nicht beschreiben konnte, umzugehen. Ich litt oft unter Schuldgefühlen, weil ich ja alles hatte.

Im Nachhinein bin ich froh darüber, wie sich alles entwickelte, und möchte es nicht ändern. All das gehört zu mir. Ich glaube, dass alles, was wir erleben, für irgendetwas gut ist. Auch wenn es mir damals manchmal sehr schwerfiel, das zu erkennen.

Der Drang in mir wurde immer größer, dieses Gefühl: *So geht es nicht weiter!* Dann fand mich mein Leben. 2011 – in einem Tierheim auf Koh Samui in Thailand. Es waren die Straßenhunde.

Das klingt nach einem richtigen Happy-End-Satz. Aber so einfach war es natürlich nicht. Ich begriff zu Beginn gar nicht, was da gerade passierte. Und bevor es gut wurde, geriet mein Leben erst einmal aus den Fugen.

Lebensmottos wie *Lass alles hinter dir!* oder *Schließe eine Tür, dann geht eine andere auf* sind nie einfach umzusetzen. Liebe Güte, ich habe über Jahre so viel Geld und Zeit in Bücher über das *richtige* Leben investiert, um dann doch weiterzumachen wie bisher, nur um einiges frustrierter. Aber auch das war Teil des Prozesses. Denn bekanntlich bleibt das meiste von dem, was wir lesen oder aufnehmen, im Unterbewusstsein stecken und arbeitet still und leise vor sich hin.

Ein Rat oder besser gesagt eine Geschichte tat es mir besonders an, leider erinnere ich mich heute nicht mehr, wo ich die Zeilen gelesen habe: »Wenn wir sterben und vor Gott stehen, schaut er uns mitfühlend und gleichzeitig traurig an. Und er sagt: *Ich habe dir so viel Potenzial mitgegeben, um glücklich und erfüllt zu leben, aber du hast nur fünf Prozent davon genutzt.*«

Diese Aussage berührt mich immer noch, für mich bringt sie es auf den Punkt. Ob man an Gott glaubt oder nicht, ist dafür irrelevant. Doch zu viel Angst vor dem Unbekannten hält uns ebenso zurück wie zu viele Meinungen von außen. Wir fürchten uns, aus Gesellschaftsstrukturen auszubrechen und dann nicht mehr dazuzugehören. Türen zu schließen, alles hinter sich zu lassen, raus aus dem Gewohnten, raus aus der Sicherheit – das ist der schwierigste Schritt. Aber was ich versprechen kann: Es öffnet sich wirklich eine neue Tür oder gleich mehrere. Und wenn man sich traut, passiert am Ende nichts Schlimmes, sondern etwas Gutes.

Als ich diese Veränderungen erst einmal losgetreten hatte, wurde mir das erfüllte Leben allerdings nicht auf dem Silbertablett serviert. Es wurde zunächst schlimm und fies. Erst später begriff ich: Nicht das Leben warf mir da Knüppel zwischen die Beine, sondern ich selbst, zerrissen zwischen meinen Träumen, die keinen Namen hatten, und meinen Glaubenssätzen, mit denen ich mich in all den Jahren zuvor selbst erdrückt hatte.

Aber jetzt war es mein Leben, das mich nicht mehr losließ und mir ständig neuen Input gab. Ich habe niemals eine meiner Entscheidungen bereut und sage oft: *Mein Leben wird immer besser, je älter ich werde.*

Ich bin nicht ständig dankbar und glücklich. Ich bin genauso oft sauer, wütend, traurig oder enttäuscht. Und das ist in Ordnung, alles andere wäre unmenschlich. Aber ich lerne Dankbarkeit für die Dinge, gut oder schlecht, zu empfinden, wenn sie passieren. Wie gesagt, alles ist gut für irgendetwas. Dankbar zu sein, fällt mir nun leicht, ich kann es spüren, genau wie das Glücklichein. Gerade in diesem Moment muss ich grinsen. Ich habe

schon zwei Seiten geschrieben, dabei fühlte es sich so schwer an, anzufangen.

2013 ließ ich mit vierzig Jahren mein gewohntes Leben sausen, kündigte meinen Job, ließ mich scheiden, verletzte Menschen und auch mich und begann, unentgeltlich in einer Rettungsstation für Straßenhunde zu helfen. Ich hatte keine Ahnung, wohin meine Reise gehen würde, und doch fühlte es sich trotz aller Schwierigkeiten richtig an. Diesen großen Cut habe ich nie bereut.

Heute lebe ich mit vierundzwanzig Hunden, davon sind zweiundzwanzig schwerstbehindert, auf einer tropischen Insel in Thailand. Ich schuf 2021 ein Für-immer-Zuhause für Straßenhunde, die überfahren wurden und querschnittsgelähmt sind oder an anderen Krankheiten leiden. Ich habe eine fünfzehnköpfige Hunde-Rollstuhl-Bande, jeder aus dieser Gang ist inkontinent.

2021 erstellte ich meinen ersten Instagram-Account. Mittlerweile haben meine Hunde fast zweihunderttausend Follower und verändern die Welt auf ihre Weise. Durch ihre Lebensfreude machen sie Menschen glücklich und ändern deren Einstellung in Bezug auf behinderte Tiere und ihre Lebensqualität. Das ist mein größtes Glück. Außerdem arbeite ich weiterhin als medizinische Beraterin in Teilzeit.

Der Weg dahin war völlig ungeplant, nicht voraussehbar für mich. Wenn ich jetzt zurückblicke, war er dennoch straight forward, mit vielen Stolpersteinen und ich teilweise völlig blind. Der erste Gedanke und das Gefühl von *richtig ankommen* kamen mir 2017. Eine Vision entstand in mir: ein Zuhause für behinderte Straßenhunde zu schaffen, die sonst keine Chance haben. In diesem Jahr trat ein Hund in mein Leben, in schlimmster körperlicher Verfassung, eigentlich sterbend: Samy. Er zeigte mir, dass Unmögliches möglich ist, mit seinem außerordentlichen Lebenswillen und seiner inspirierenden Lebensstärke.



Samy – der Hund, der das Unmögliche möglich machte

Das Tierheim war ein lauter Ort. Bei fast dreihundert Hunden bellte immer einer, wenn nicht gar alle zusammen. Irgendwann hörte ich das nicht mehr, es war wie ein dauerhaftes Nebengeräusch. Aber heute drang neben dem ständigen Lärm noch ein anderer Ton in mein Ohr. Ein hohes Jaulen, ein Heulen. Es klang furchtbar.

Ich stapfte auf den großen Platz, wo diejenigen neuen Hunde angeliefert wurden, die medizinische Hilfe brauchten. Jeder hat wahrscheinlich ein bestimmtes Bild eines Tierheims vor Augen. Diese Vorstellung muss ich leider entzaubern. Obwohl dieses Tierheim auf Koh Samui für mich ein besonderer Ort war, wie ein Zuhause, war es hier laut, überfüllt, es stank erbärmlich, es war dreckig. Alles war baufällig, und es gab kein medizinisches Equipment, wie wir Europäer uns das so vorstellen, kein Röntgengerät, kein Labor, gar nichts. Es war ein Ort abseits vom Tourismus, irgendwo im Nirgendwo.

Ich folgte dem herzerreißenden Laut und fand eine Transportbox mit einem großen Hund darin. Sein Kopf war verdreht und überstreckt gegen die Wand gepresst, die Box war viel zu klein. Sein Körper war angespannt, und er schrie erbärmlich.

Es war der Neujahrmorgen 2017, ich hatte bereits um acht Uhr vor den Toren des Tierheims gestanden. Das öffnete erst um neun, aber wie jeden Morgen kletterte ich übers Tor, um zeitig bei den Hunden zu sein. Seit vier Jahren half ich hier. Ich verbrachte jeweils ein halbes Jahr auf Koh Samui, um den Hunden zu helfen.

In den restlichen Monaten arbeitete ich als Humanmedizinerin in Deutschland.

Im Tierheim hatte ich einen kleinen Bereich mit zehn Boxen. Dort versorgte ich schwer kranke Hunde. Meist hatten sie große Wunden, schwere Infektionen oder waren angefahren oder sogar überfahren worden. Alle meine Patienten waren Straßenhunde. Es war wie eine kleine Intensivstation. Dr. Sid war der thailändische Tierarzt der Rettungsstation. Wir waren über die Jahre ein großartiges Team geworden. Momentan hatte er fünf Tage Urlaub.

Das Erste, was ich morgens tat, war putzen. Mir wurde mal die Frage gestellt, warum ich dies als Ärztin selbst erledige. Ich dachte darüber nach und kam zu dem Schluss: Weil ich es liebe. Für die Hunde zu putzen, vermittelt mir eine unglaubliche Ruhe und Befriedigung. Es ist wie eine Meditation, beim Putzen kommen mir die besten Ideen, dann tauchen Lösungen auf, an denen mein Hirn ununterbrochen arbeitet. In all diesem Chaos im Tierheim, wo jeder Tag unberechenbar war, waren das Putzen und die Ordnung meine einzigen Konstanten, an denen ich hing wie an einer guten Freundin. Große Schalen waren für Wasser, kleine für Futter, die großen mussten immer links stehen. Wenn mir jemand, der es gut meinte, helfen wollte und diese »Regeln« nicht kannte, drehte ich innerlich schier durch. Ich brachte dann alle Schalen klammheimlich in die richtige Position. Mein innerer Monk verlangte das, aber wollte nicht als Psycho gelten.

An diesem Morgen lagen meine Patienten in ihren Boxen. Ich wusch fast alle, denn die meisten konnten Kot oder Urin über Nacht nicht halten. Ich fütterte, reinigte Wunden, legte neue Verbände an, gab Medikamente.

Dann hörte ich den Hund in der viel zu kleinen Transportbox auf dem Hof. Er heulte die ganze Zeit. Niemand meinte es hier böse, wenn man ihn oder andere warten ließ. Ständig kamen neue Hunde, überall war es voll, und alle hatten reichlich zu tun. Des-

halb konnte es passieren, dass Hunde, auch in diesem mitleid-
erregenden Zustand, Stunden warten mussten. Es brach mir im-
mer wieder das Herz.

Ich bat einen der Mitarbeiter, den Hund mit mir zu befreien
und in eine meiner Boxen zu tragen. Dr.Sid war nicht da, also
nahm ich mich seiner an. Der Hund, ein Rüde, konnte sich nicht
bewegen, nicht mal den Kopf. Der war weit überstreckt, nur seine
Augen schauten, und sein Schreien hörte nicht auf.

Wie gesagt: In diesem Tierheim gab es gar nichts. Ich konnte
nicht röntgen, hatte keinen Ultraschall, auch kein verdammtes
Labor, um irgendetwas zu prüfen. Also strengte ich mein Hu-
manmedizinerhirn an, gab dem Hund eine Infusion und startete
mit einem Antibiotikum, das ich bei einer Meningitis anwenden
würde, sowie mit Schmerzmitteln.

Alles an diesem Hund sprach dafür, ihn zu erlösen. Er war ein
Anblick des Grauens und hatte schlimme Schmerzen. Das sah ich,
das hörte ich. Und dennoch weiß ich bis heute nicht, woher ich
die tiefe Gewissheit nahm: Ich werde ihn nicht einschläfern.

Ich taufte ihn stattdessen Samy. Jeder Hund, der mein Patient war,
und jeder meiner eigenen Hunde später, erhielt einen speziellen
Namen. Der ploppte wie aus dem Nichts in mir auf, wenn ich mich
mit dem Tier beschäftige – immer passend.

Samy benannte ich nach Samweis Gamdschie, Frodos bestem
und loyalstem Freund aus *Der Herr der Ringe*.

Ich saß an diesem ersten Tag nur bei ihm, der Tropf lief, und
ich streichelte ihn.

Mitgefühl, so sagt man, ist eines der größten menschlichen Güter.
Aber es ist auch scheiße, weil es so viel Verantwortung mit sich
bringt, und oft fühlt man sich so allein. Dennoch, ich bin dankbar,
diese tiefe Liebe spüren zu können. Meine Empathie führt dazu,
mich vollkommen auf diese Hunde einzulassen. Sie treibt mich an,
alles zu tun, damit sie genesen und das beste Leben haben. Oder
ich lasse sie in Würde gehen.

Mitgefühl fühlt sich für mich warm und golden an. Wenn es aber zu viel wird, das Leid, das Elend, bringt die Empathie unendlichen Schmerz und Verzweiflung mit sich. Mitgefühl kann mich an einen dunklen Ort führen, der mich wünschen lässt, eiskalt und abgestumpft zu sein, nicht mehr von jedem Einzelschicksal betroffen zu sein.

In einem überfüllten Tierheim mit Elend und Tod an jeder Ecke ist diese Mischung aus Liebe und Schmerz tragisch.

Manchmal werde ich mit Kommentaren konfrontiert, dass wir nicht alle retten könnten. Es ginge ja um das große Ganze, The Big Picture, das Leben für die Straßenhunde im Allgemeinen zu verbessern.

Ich stimme dem zu, aber ich kann einfach nicht aus meiner Haut. Ich fühle jedes Einzelschicksal, und ich kann und möchte das niemals ignorieren. Das große Bild setzt sich aus vielen einzelnen Pinselstrichen zusammen, ansonsten gibt es kein großes Ganzes.

Samy überlebte die Nacht. Am Morgen brachte ich ihm Brühe und stützte seinen Kopf, der sich zunehmend entspannte. Tatsächlich begann er zu trinken. Es wirkte unkoordiniert, aber es war ein Anfang. Vier Tage fütterte ich ihn so.

Ich wusch Samy, wenn er sich eingenässt hatte und zugekotet war. Ich drehte ihn von einer Seite auf die andere, auf weichen Decken. Wie ein Mensch bekam er fiese Druckstellen an den Schultern und Hüftknochen vom langen Liegen. Die Durchblutung der Haut wurde durch den Druck gestoppt, die Haut starb ab, und es entstanden tiefe Löcher. Medizinisch sagt man *Dekubitus*.

Am Morgen des fünften Tages wedelte Samy leicht mit dem Schwanz, als ich kam. Er konnte nichts, nur den Kopf anheben, mich anschauen und kaum merklich seinen Schwanz bewegen. Ich heulte vor Glück, und ich wusste: Diesen Hund würde ich beschützen, ohne Plan, ob und was möglich wäre. Wir hatten einen langen Weg vor uns.

Samy konnte zu Beginn sein Maul nur unkoordiniert öffnen und schließen. Wenn er trank, hackte er mit der Schnauze auf die Schüssel ein. Ich musste sehr aufpassen, dass meine Finger nicht dazwischenkamen, wenn ich ihm die Brühe hinhielt. Seine Lefzen hingen ihm zwischen den Zähnen, in Fetzen. Ist nur Haut, sagte ich mir und versuchte, die Überreste vorsichtig zu entfernen. Selbst wenn er das Maul geschlossen hatte, konnte man seine Fangzähne sehen. Das verlieh diesem armen, gutmütigen Kerl ein sehr gefährliches Aussehen.

Obwohl Samy nur auf der Seite lag, fing er an zu fressen. Wir starteten mit gebratenen Hähnchen vom Markt, aus der Hand gefüttert. Das funktionierte großartig, aber ich hatte immer meine Finger im Blick. Das Geräusch seiner aufeinanderschlagenden Zähne war erschreckend. Dosenfutter war nicht so seines und ein schwieriges Unterfangen. Und aus der Hand zu füttern, war auf Dauer zu gefährlich. Also balancierte ich das Nassfutter auf dem Löffel. Wenn Samy zubiss und seine Zähne den Löffel trafen, flog das Futter in alle Richtungen. Es war eine riesige Sauerei.

Mir fiel auf, dass seine Pupillen entrundet waren und wie unregelmäßige Sterne aussahen. Als Ärztin wusste ich, dass dies auf ein massives Hirntrauma hindeuten kann. Ich hatte also einen Patienten, der nichts weiter konnte, als auf der Seite zu liegen und das Maul zu öffnen und wieder zu schließen, mit massiven offenen Wunden durch Druckstellen. Samy heulte weiterhin zu bestimmten Zeiten herzerreißend.

Das sah alles andere als gut aus.

Dr. Sid war zurück und vertraute meinem Urteil. Er konnte auch nichts weiter tun, also ließ er mich machen. Dennoch waren nicht alle im Tierheim begeistert von meinem Einsatz. Ich musste Anfeindungen über mich ergehen lassen, wie sehr ich den Hund quäle, wurde unsicher, hatte Schuldgefühle und fragte mich: *Was treibe ich hier eigentlich?* Gleichzeitig dachte ich: *Wehe, einer rührt ihn an!* Nur Samy gab mir immer das Gefühl, alles sei richtig so.

Als jedem klar war, dass ich Samy nicht aufgeben würde, bekam ich Ratschläge, was am besten zu tun sei. Lieb gemeinte und übergriffige, alles war dabei. Medikamente hier und da. Ich wurde immer frustrierter und müder. Es waren schon drei Wochen vergangen, seit er im Tierheim angekommen war, und nichts ging voran. Schließlich fragte ich eine Freundin in Deutschland. Simone ist Fachärztin für Neurologie. Ich glaube, sie lachte damals sogar, als sie zu mir sagte: »Sag mal, Sybille, hast du alles vergessen? Du bist doch selbst Ärztin. Es gibt keine Medikamente, die ihn wieder auf den Damm bringen. Du musst sein Gehirn trainieren! Wie bei einem Menschen, der einen schweren Schlaganfall hatte und alles neu lernen muss.«

Also setzte ich Samy sehr vielen Reizen aus. Ich akkupunktierte ihn, das hatte ich Ende der 90er in Peking gelernt – am Menschen. Ich presste oder strich seine Pfoten gegen unterschiedlichste Oberflächen. Ich hob ihn hoch und hielt ihn minutenlang in der Aufrechten, obwohl er so schwer war.

Es funktionierte. Samy wurde klarer und aufmerksamer, doch vom eigenen Aufsetzen war er immer noch weit entfernt. Er war wie aus Gummi, völlig instabil, nur sein Kopf hatte Kontrolle und sein Schwanz wedelte weiter.

Ich begann, Samy überall anzulehnen, damit sein Oberkörper häufiger aufgerichtet war. An Wände, an Kisten und an mich. Ich habe dieses wunderschöne Foto, Samy, voller Verbände wegen seiner Druckstellen, lachend in meinem Schoß, und ich lache mit. Das war am 30. Januar, vier Wochen nachdem er eingeliefert worden war.

Dann allerdings wurden wir zurückgeworfen. Samy wollte von einem Tag auf den anderen nicht mehr fressen, kein Hühnchen, kein Dosenfutter, nichts. Ich dachte nur: *Das kann nicht wahr sein, nicht jetzt.*

Jeder, der schon einmal einen *Seven Eleven* in Thailand betreten hat, kennt dieses vollkommen überdimensionierte Wurstangebot. Abgepackte eingeschweißte Würstchen und Mortadella-ähnliche

Scheiben mit oder ohne Chili. Die kann man sich dort warm machen lassen und gleich aus der Tüte futtern. Ich selbst fand das eklig, aber für Samy, dachte ich, könnte es genau das Richtige sein. Und tatsächlich, er fraß viele Tage nur das, fing an, wie ein *Seven Eleven*-Würstchen zu stinken, genau wie sein Urin. Es war furchtbar widerlich, aber bahnbrechend. Kurz darauf gab es eine einwöchige Phase, in der Samy nur Muffins mit Bananengeschmack zu sich nahm, natürlich auch vom *Seven Eleven*. Vielleicht war das die Zeit, in der sich sein Gehirn neu formte.

Samy wurde zwar klarer im Kopf, aber blieb gefangen in einem Körper, der ihm nicht im Geringsten gehorchte. Er lag weiterhin ununterbrochen, es sei denn, ich lehnte ihn irgendwo an. Aber er entwickelte eine Eigenart, als wollte er mich und sich beschützen. Wahrscheinlich hatte er mitbekommen, was die anderen Leute im Tierheim über ihn dachten und was sie am liebsten mit ihm getan hätten. Denn nach einer Weile begann er, andere Menschen anzuknurren. Aus seiner liegenden Position! Und wer sich von diesem Wrack nicht beeindrucken ließ, bekam es spätestens mit der Angst zu tun, wenn Samys Kopf vorschoss und er unkoordiniert zuschnappte.

Ich hatte also einen neurologisch erkrankten Hund, der nur liegen konnte und jetzt auch noch begann, uns zu verteidigen, wenn jemand sich näherte. Doch wir trainierten weiter.

Wenn ich heute an das Gespräch mit meiner Freundin Simone denke, verstehe ich, dass es einer der Schlüsselmomente für meine jetzige Arbeit mit den Hunden war. Ich erarbeitete mir in dieser Zeit unendlich viel, fragte Tierärzte, Humanmediziner, Physiotherapeuten und sog jede Information auf. Jeder Schnipsel neues Wissen formte meine heutige Herangehensweise an versehrte Hunde. Sie wurde für mich zur Routine, bei jedem verletzten oder kranken Tier.

Mein bester Berater war jedoch die Geduld. Ich investierte so viel Zeit in die Rettung von Samy. Sieben Tage die Woche verbrachte ich mit ihm. Und ich tat es von Herzen gern.

Dann kam der Tag, an dem Samy seinen Oberkörper aufrichten konnte, ohne gleich wieder umzufallen. Anfang März, zwei Monate nach seiner Ankunft im Tierheim.

Ich sagte ihm: »Jetzt gehen wir schwimmen.« Wassergymnastik, das war mein Plan. Aber Samy war schwer, knapp zwanzig Kilo, und ich hatte kein Auto. In Thailand sieht man überall sogenannte Sidecars. Mopeds mit drangebastelten großen Seitenwagen, wie ein Beiwagen. Ein Freund auf der Insel lieh mir sein Gefährt. Zum Glück war ich nicht so forsch und lud Samy gleich ein und fuhr los. Ich kann Moped fahren, das habe ich in Thailand gelernt, aber ich erinnerte mich daran, was ein Bekannter mal über diese Dinge gesagt hatte: »Das ist etwas anders.«

Ich stieg auf und gab Gas. Das Ungetüm brach sofort nach links aus, Richtung Seitenwagen, machte einen Satz, und ich landete mitsamt dem Gefährt im Graben. Es hatte mich total rausgehauen. Die neueren Wagen dieser Art sind leichter, haben weniger Eigenleben und *Charakter*, aber diese alte Möhre war ein Monster. Jedes Mal, wenn ich das Ding fuhr, kam es mir vor wie ein Ritt auf einem wütenden Bullen beim Rodeo. Ich musste den Lenker ununterbrochen weg vom Seitenwagen stemmen, um die Kontrolle zu behalten. Mal eben einhändig zu fahren, um die Haare aus dem Gesicht zu streichen, wäre glatter Selbstmord gewesen. Aber Übung macht den Meister, und der Wagen war unser Ticket zum Strand.

Der Weg vom Tierheim zur Straße war ein holperiger Sandweg mit tiefen Furchen, Löchern und großen Steinen. Der war schon zu Fuß übel. Und wenn Samy und ich zum Meer losfuhr, brauchte ich Schwung, ansonsten würden wir sofort stecken bleiben.

Ich trug Samy in den Seitenwagen, setzte mich auf das Moped, und los ging's. Die Mitarbeiter rissen das große Tor auf, um nicht von mir überfahren zu werden. So richtig traute mir keiner mit dem Ding, und auch nicht Samy, der weiterhin fröhlich die Zähne fletschte, wenn ihm jemand außer mir zu nahe kam. Es war groß-

artig – und wir landeten tatsächlich lebend am Strand. Nicht nur einmal, sondern ab diesem Morgen jeden Tag.

Zu Beginn hatte Samy große Angst vor dem Meer. Verständlich. Im Wasser zu sein, ohne sich bewegen zu können, musste gruselig sein. Aber ich hielt ihn ununterbrochen, und sein Körper war schwerelos. Es dauerte nicht lange, da fing er an, mit den Vorderbeinen Schwimmbewegungen zu machen. Zurück auf dem Trockenen im Sand stellte ich ihn immer wieder aufrecht hin, sortierte alle Pfoten und hielt ihn. Ich spürte, dass die Muskulatur seiner Vorderbeine bereits kräftiger wurde.

Es war nicht nur für ihn anstrengend, sondern auch für mich. Ist es heute noch, mit jedem meiner Hunde. Aber ich versuche, jedes Halten, jedes Tragen als Fitness zu betrachten, mein eigenes Sportprogramm. Das ist witzig, weil ich mir in diesen Momenten meine Bewegungen anders bewusst mache. Ich kann angestrengt mit einem Buckel einen zwanzig Kilo schweren Hund ohne Körperspannung halten, oder ich stelle mir vor, ich stemme in halbwegs eleganter Körperhaltung Gewichte, nämlich meine Hunde. Funktioniert bestens.

Samy wurde im Wasser immer forscher. Er begann, mir nachzuschwimmen, während ich im seichten Wasser vor ihm her ging. Nur seine Vorderbeine konnte er benutzen, die Hinterbeine nicht, und das Wasser trug sein Gewicht.

Was gab es Schöneres? Weißer Sandstrand, türkisfarbenes Wasser und Samy, der ohne Argwohn hinter mir her paddelte. Seine Vorderbeine wurden stärker. Nach kurzer Zeit konnte er sich bereits aufrichten und hinter mir her krabbeln. Interessanterweise ging dies aber nur, wenn er zuvor auf seiner linken Körperseite gelegen hatte. Lag er auf der rechten, war er wie ein nasser Sack. Mit der Zeit entwickelte er sogar eine eigene fantastische Taktik. Aufrichten und loskrabbeln ging nicht auf rechts, also rollte er sich über den Rücken auf die linke Seite. Ich war stolz wie Oskar!

Samy war ein großer Rüde mit rotbraunem Fell, hatte dicke, tapsige Pfoten und spitz aufgerichtete Ohren. Die sahen aus wie ausgeschnitten, wie bei einem Steiff-Teddy. Seine Kopfform glich eher der eines Schäferhundes. Und er hatte einen so buschigen Schwanz wie ein Fuchs. Er war wunderschön. Ich stellte mir oft vor, wie Samy wohl gewesen wäre, wenn er nicht krank geworden wäre. Ein imposanter Rüde, beschützend und intelligent.

Das konnte er jetzt nicht mehr sein. Sein Hirn hatte Schaden genommen und ihn mit etwas süßem Welpenhaften zurückgelassen. Er war tapsig, oft wie gedankenverloren, und manchmal schaute er durch die Gegend, als wäre er in einer völlig anderen Welt. Trafen wir jedoch fremde Hunde am Strand, spielte er den abgeklärten Rüden. Er versuchte seinen Oberkörper aufrecht zu halten, um größer zu wirken. Doch meiste schwankte er dabei und fiel um. Aber auch das zeigte Wirkung, es verwirrte die Kontrahenten und sie nahmen Reißaus.

Es kam die Zeit, dass ich gehen musste – für sechs Monate zurück nach Deutschland. Da gab es kein Wenn und Aber, kein Vielleicht. Ich musste Geld verdienen und hatte einen Vertrag zu erfüllen. Und vor allem warteten Remus und Tiger auf mich. Mein Ex-Mann und ich hatten gemeinsam zwei Hunde, die jeweils ein halbes Jahr bei ihm und bei mir lebten. Scheidungshunde eben.

Die Einheimischen, die Samy zuvor auf der Straße gefüttert hatten, gab es nicht mehr. Sie waren nach Norden gezogen. Dazu muss man wissen, dass viele Thais sich um Straßenhunde kümmern. Sie geben ihnen Wasser und Futter, betrachten sich aber nicht als Besitzer. Falls sie weggehen, bleiben die Hunde da. Aber selbst wenn es anders gewesen wäre, in diesem Stadium hätten sie Samy gar nicht zurücknehmen können. Seine Hinterbeine waren weiterhin gelähmt. Er kroch mit seinen Vorderbeinen und schleppte seinen Körper mit seinen leblosen Hinterbeinen hinterher. Im Tierheim konnte er auch nicht bleiben, das wäre, ehrlich gesagt, sein Todesurteil gewesen.

Ich traf also eine Entscheidung und adoptierte ihn offiziell. Dr.Sid sagte mit einem Grinsen im Gesicht: »Gut, dann kommst du immer wieder zu uns zurück.«

Es war eine verrückte Idee, ich musste gehen und hatte keinen Platz für Samy. Mitnehmen konnte ich ihn nicht. Alle Impfungen, Papiere und so weiter zu bekommen, würde viel zu lange dauern. Ich brauchte einen Platz für ihn, bis ich wiederkam. Sechs Monate.

Ich war verzweifelt. Da kam mir meine Freundin Francoise in den Sinn. Sie stammte aus Belgien, lebte schon lange auf Samui und hatte vielen Straßenhunden ein Zuhause gegeben. Ich glaube, zwischenzeitlich hatte sie sechzig Hunde. Sie besaß ein Haus mitten im Dschungel mit großem Garten. Perfekt, aber ich musste sie erst einmal überzeugen, ein halbes Jahr auf Samy aufzupassen. Eine harte Nummer, einen Hund zu betreuen, der nicht laufen konnte und der keine Fremden mochte. Francoise sagte sofort zu.

Es gab nur ein Problem: Zu ihrem Haus führten Stufen, und die konnte Samy unmöglich bewältigen, um ins Trockene zu gelangen. Und die Regenzeit stand bevor.

Ich liebe es, neue Dinge zu lernen, also kreierte mein Hirn eine Bambushütte auf einem Zementpodest, Samys eigenes Haus. Die Hütte war einfach. Ein Bambustisch mit Plane und Palmblättern ummantelt. Das Zementpodest war eine Herausforderung. Mithilfe von YouTube und einem Freund bastelte ich meinen ersten Stahl-Zement-Boden. Eine Horrorarbeit. Ich musste den Zement selbst anmischen, dabei fielen mir fast die Arme ab. Zwischen die einzelnen Schichten arbeitete ich ein Stahlnetz ein. Das Podest war am Ende beinahe vier Quadratmeter groß, und ich baute sogar eine Rampe, damit Samy es leichter haben würde, in seine Designerhütte zu krabbeln. Ich war so stolz auf meine Arbeit, ich dachte, ich sei die coolste Socke im Universum. Das Unterfangen hatte einige Tage gedauert, offenbar zu lange für Samy. Francoise lachte über mein Gesicht. Denn mein schöner Hund hatte einen Weg gefunden, in ihr Haus zu krabbeln, während er mein Tun lässig von der Terrasse aus beobachtet hatte.

Samy würdigte meinen Bau keines Blicks, er schlief niemals darin. Aber die Betonplatte gibt es noch immer, sie ist unverwüstlich. Wenigstens das!

Ich konnte beruhigt nach Deutschland fliegen.

Zurück in der Heimat lebte ich wie zwischen zwei Welten, denn dieser Sprung von einer Kultur zur anderen war schwer. Ich freute mich so sehr auf meine Hunde, meine Familie und meine Freunde, auf die Linsensuppe meiner Mutter. Dennoch fühlte sich ein Teil von mir unwohl. Ein schwer zu beschreibendes Gefühl, aber so stark, dass ich im Arztzimmer der Klinik, in der ich arbeitete, ein Zentimetermaß aufhängte. So viele Zentimeter wie Tage, die ich in Deutschland verbringen würde. Es war ein Genuss, jeden Tag einen Zentimeter abzuschneiden.

Aber es wurde ja nicht einfacher. Nun hatte ich drei Hunde auf zwei Kontinenten. Samy dort, Remus und Tiger hier. Ein wenig kopflos beschloss ich bereits im Flieger nach Deutschland, wir würden zusammen zurück nach Koh Samui gehen.

Meine Hunde nach all der Zeit wiederzusehen, war wie ein Zauber. Als Remus und Tiger auf mich zugeschossen kamen, mich umwarfen und mit unendlichem Bellen und Gequieke um mich herum sprangen, war in diesem Moment alles in mir am richtigen Platz. Nun war es Michael, mein Ex-Mann, der sie sechs Monate vermissen würde. Meine Idee, beide mit nach Samui zu nehmen, behielt ich vorerst für mich. Und schnell wurde mir klar, dass mein Plan zum Scheitern verurteilt war, denn Remus war alt geworden und sehr krank.

Remus war ein Entlebucher Sennenhund, ein Zuchthund, den Michael und ich 2006 nach unserer Hochzeit gekauft hatten. Mir war damals gar nicht der Gedanke gekommen, einem Hund aus dem Tierheim ein Zuhause zu geben. Heute unvorstellbar, aber zu jener Zeit überstieg das wohl meinen geistigen Horizont. Und ein Entlebucher sollte es sein. Ich bin ohne Hunde aufgewachsen, aber Freunde meiner Eltern hatten welche, darunter einen Entlebucher,

Zibo. Ich hatte mich als Kind unsterblich in ihn verliebt, denn Zibo wollte nicht von jedem gestreichelt werden, aber von mir.

Tiger war ein Straßenhund von Samui. Bei meinem ersten Besuch im dortigen Tierheim 2011 war es um mich geschehen, als ich den kleinen Knirps sah. Es hieß, er und seine Geschwister seien in einem Sack gefunden worden, Welpen, jeder nicht größer als eine Hand. Jemand hatte wohl draufgetreten, um sie loszuwerden. Seine Geschwister waren gestorben, Tiger nicht. Er war der erste behinderte Hund, der in mein Leben trat. Sein kleiner Körper war komplett verformt, er war viel zu lang für seine kurzen, krummen Beine. Sein rechtes Hinterbein war so verkrüppelt, dass er es niemals benutzen konnte. Dennoch war er schnell wie der Wind. Als er größer wurde, erinnerte er mich immer an einen Komodowaran, der auf einen zurast.

Dieser Zwerg hatte es mir angetan. Tiger war im Tierheim aufgewachsen und gestromt wie ein kleiner Tiger, daher sein Name. Ich hatte ihn adoptiert und 2011 zu uns nach Deutschland geholt.

Da Remus so krank war, verbrachte ich den Großteil meiner Tage in Deutschland beim Tierarzt. Die Schuldgefühle erdrückten mich fast. Ich hatte mich scheiden lassen, war gegangen, hatte entschieden, für viele Monate nach Thailand zu gehen, um anderen Hunden zu helfen. Und Remus hätte meine Hilfe gebraucht. Michael liebte unsere Hunde abgöttisch, sie hatten die beste Zeit bei ihm, genau wie früher bei uns. Es waren seine wie meine Hunde. Aber der Stachel der Schuld saß tief. Durch meinen Kopf geisterten die Sätze, die ich nun von anderen zu hören bekam: *Na, dann solltest du mal überlegen, ob du nicht besser hierbleibst, anstatt in der Weltgeschichte herumzuturnen!* Oder: *Du bist eine schlechte Hundemama!*

Heute weiß ich, solche Bemerkungen über mich würde ich nicht mehr zulassen, geschweige denn, sie kommentarlos hinnehmen. Sie sind durch und durch negativ, zerstörerisch und definitiv nicht wahr. Aber damals ließ ich mich von diesen Sätzen quälen und war der festen Meinung, alles falsch gemacht zu haben.